

Josef Krug

DAS SIEBTE BUCH

Roman-Schreiben in der Zukunft, und wie es dazu kam

Von Daniel Defoe nahm ich die Insel, Tschechow lieferte Olga, die Herren holte ich aus *Bleakhouse*, den Plot aus einer Zeitung, mischte durch, verrührte – so ward *Das Fleisch der späten Jahre*, mein erstes Buch. Ich hätte mir den Erfolg nicht träumen lassen. Auch bei *Bye bye, sadness*, meinem nächsten, griffen die Leser zu. Mit *Schmetterlinge lachen nicht*, dem dritten, war ich bereits Hausautor eines nicht unbedeutenden Verlags, der mit Liebesromanen, Familiensagas und Erotica, Science-Fiction, Krimis und Agentenstories den Lesehunger eines breiten Publikums stillte. Ich schrieb ein viertes, fünftes, sechstes. Und ich nahm immer, wo ich kriegen konnte.

Doch was ich auch nahm, nie verstieß ich gegen Urheberrechte. Mir lag fern, mich an irgendjemandes gesetzlich geschütztem geistigen Eigentum zu vergreifen. Ich nahm nur, was *gemeinfrei* war – was allen zur Verfügung stand und was ich und meinesgleichen immer wieder gern für unsere mehr oder weniger erfindungslosen Erfindungen benutzten. Ich will hier über meine Bücher keinem ein *E* für ein *U* vormachen. Aber hat nicht schon Goethe seinen *Faust* einem Volksbuch, Thomas Mann den *Dr. Faustus* Goethe entwendet? Und sind es eigentlich nicht immer noch die alten Ritter, die – statt in Kettenpanzern und auf Pferderücken – nun in Raumanzügen und Raumfahrzeugen in ihren ewigen Kampf gegen das Böse düsen? Es ging und geht in unserer Branche ja doch nur darum, einmal Geschaffenes und x-mal Transformiertes noch einmal zu transformieren und mit anderen abgegriffenen Mustern noch einmal zu kombinieren!

Als ich mein siebtes Buch begann, saß ich zum ersten Mal in meinem Leben zwischen eigenen vier Wänden – beziehungsweise sollten die Wände mir gehören, sobald das Buch geschrieben und mit den Tantiemen die Darlehen abbezahlt sein würden. Die Aussicht durch ein Blumenfenster auf den Vorgarten, auf eine materiell sorglo-

se Existenz inspirierte mich, ich machte mich mit Eifer wieder ans Zusammentragen. Diesmal ging ich Shakespeare ans Repertoire, entführte Othello aus dem Drama und mietete ihn mit Desdemona unter falschen Namen in die Pension aus Balzacs *Vater Goriot* ein; ließ dort incognito noch einige andere Figuren aus der Literatur absteigen und brachte alle miteinander in Kontakt, in Streit, in Liebeshändel. Die Triebe schossen auf, ich topfte die Pension samt Gästen in eine Hamburger Bordellstraße um, die mir aus einer Serie im Fernsehen gut bekannt war.

Ich ließ mein Wattebäuschchen auf der Wort-Palette rundwischen und puderte meiner Desdemona Stimmungen Madame Bovarys auf die Seele. Ich schickte meine Heldinnen und Helden in einen Kurs in Gassensprache zu Charles Bukowski; ließ sie erotische Gymnastik bei Henry Miller üben. Ich fügte ein, schnitt aus, setzte zusammen. Unter dem leisen Klappern und Klickern von Tastatur und Mouse schob ich Seite um Seite nach oben unter die Kopfleiste des Monitors – ein Werk, das Atmosphäre entwickelte. Ich hatte das Gefühl, diesmal in etwas Eigenes hineingezogen zu werden; und ich bedauerte zum ersten Mal, es nicht unter meinem eigenen Namen publizieren zu können. Vom ersten Roman an hatte ich unter Pseudonym geschrieben, mein Pseudonym war unaufhebbar – als das Erkennungszeichen, das Leser nach meinen Büchern greifen ließ.

Die Atmosphäre, die den Text umgab und durchdrang, hatte für mich von Anfang an etwas *Kupfernes*. – Nein, nein, nicht *das*! Ich kupfere nicht ab! Füge nur zusammen! – Es war vielmehr das dunkle Licht in der Pension, das aus den Worten strömte, der Klang von Bechern, Glocken, Grammophonen, die müde Rostfarbe der Polster und Vorhänge in den Räumen, durch die sich die Figuren bewegten, die alle wie aus diesem alten Werkstoff getrieben und gehämmert schienen, dem roten Metall von Cypris, der Insel der Liebesgöttin, in deren Dienst sie standen; und der Titel konnte folglich nur *Stimmen aus dem Kupfer* lauten. *Stimmen aus dem Kupfer* entsprach dem Buch so sehr, als hätte es in diesen vier Worten seine Grund-Formel auskristallisiert. Ich hatte den Titel beim Blättern in einer unsrer Fachzeitschriften ge-

funden.

Titelschutzanzeigen hatte ich schon immer mit Gewinn gelesen; die Titel meines fünften und sechsten Buches – *Der Frauenflüsterer* und *Cocomico* – stammen aus dieser Fundgrube. Unter der Formel „Gemäß § 5 Abs. 1 und 3 MarkenGesetz etc. etc. nehme ich Titelschutz in Anspruch für ...“ legten hier immer wieder uninformierte Wortwerker ihre Titel-Preitiosen in dem Glauben ab, sie seien da sicher. Sie waren es nicht! Nur wenn das Buch erschien, war mit dem Buch auch der Titel geschützt; erschien es nicht, half auch die Anzeige nichts. Der Titel wurde nach sechs Monaten frei.

Die sechs Monate verstrichen, ohne dass das angezeigte Buch erschien. Ich hatte nichts anderes erwartet und meldete *Stimmen aus dem Kupfer* dem Verlag als meinen Titel für die Buch-Vorschau. Kurz darauf erhielt ich die Nachricht, der Titel sei vergeben. Das konnte aber doch nicht sein! Ich bat den Verlag, den Sachverhalt zu überprüfen. Nichts zu machen, war die Antwort: *Stimmen aus dem Kupfer* stand unter Urheber-Schutz! – *Urheber-Schutz? Wieso auf einmal Urheber?!* – Ich las das Schreiben der Rechtsabteilung noch und noch einmal durch: mit wachsendem Unbehagen.

Heute ist mir klar, dass die Entwicklung im Urheberrecht einmal zu diesem Resultat führen musste! In einer Zeit, wo alles Preis und Besitzer hat; wo schon die Länder auf dem Mars vorsorglich parzelliert und in ein Grundbuch eingetragen werden; wo der Bergbau sich Optionen auf die Erze in den Ringen des Saturn sichert und ein Fischfang-Konzern Fangrechte für den Ozean, den man unter der gefrorenen Oberfläche eines Jupitermonds vermutet, konnten letztlich auch meine literarischen Reviere nicht von Parzellierung, Schürf- und Fanglizenzen freibleiben. Die Rechtsprechung im Titelschutz machte den Anfang. Ein Grundsatzurteil stellte fest, dass auf literarische Titel – statt wie bisher Markenschutz – Urheberrecht angewandt werden musste. Das hieß: einmal geschützte Titel blieben – ob das Buch dazu erschien oder nicht – nach dem Ableben ihrer jeweiligen Erfinder 70 Jahre lang geschützt.

Ich machte den Rechteinhaber von *Stimmen aus dem Kupfer*

ausfindig, einen Prof. Dr. Hold, Chefarzt, und suchte ihn in seiner Klinik auf. Hold nahm sich Zeit für ein Gespräch, wir gingen durch den Klinikpark – er aufgeräumt, beschwingt in der (wie er mir gestand) lang entbehrten Unterhaltung mit einem Kollegen aus der schreibenden Zunft; ich in verhaltener, wachsender Wut auf diesen Wichtiguer, der in seinen Mußestunden an einer dialogisierten Geschichte des Kleingelds schrieb, gewürzt mit autobiografischen Anekdoten, und von dieser Monografie offenbar noch nicht viel mehr zustande gebracht hatte als den Titel, der mir fehlte. Ich versuchte, ihm *Stimmen aus dem Kupfer* auszureden – mit dem verzweifelten Argument, dass Cent und Pfennig doch einen Eisenkern und Kupfer nur im Überzug besäßen. Er lachte über meinen Einwand. Er wusste alles besser. Ich bot ihm Geld an. Er lehnte ab. Geld spielte für diesen Titelfuchser keine Rolle.

Prof. Dr. Hold begleitete mich zum Klinik-Portal. Ich war gereizt, verbittert, war nahe daran, handgreiflich zu werden. Damals hat mich vielleicht nur *der* Gedanke von einer Gewalttat abgehalten, dass – selbst wenn ich diesen Rechteinhaber auf der Stelle erschlug – ich meinen Roman frühestens nach 70 Jahren mit *Stimmen aus dem Kupfer* würde titeln können.

Ich ließ mich von meinem Lektor zu *Stimmen aus dem Messing* überreden – so verblieben, meinte er, unter der Hand ja immer noch über 50 Prozent Kupfer im Titel. Aber in der Legierung klang es nicht mehr, die dunkel-gediegene Atmosphäre war dahin, die Szene augenblendend aufgehellt und in den falschen Goldglanz neureicher Inneneinrichtungen gezerrt. Im Messinglicht erstarrten die Figuren, und verstummten. Ich musste mich an Tastatur und Bildschirm zwingen; der Roman, schon zu zwei Dritteln fertig, stockte. Ich verlor Zeit – Zeit, die jetzt auf einmal kostbar wurde. Denn die zuerst durch jenes Grundsatzurteil zum Titelschutz angeschobene Entwicklung war mit Klagen, Gegenklagen, einstweiligen Verfügungen und immer wieder neuen Urteilen, vor allem den Urteilen in den sogenannten „Portalprozessen“, weiter vorangeschritten und wälzte meinem Buch neue Hindernisse in den Weg.

In den „Portalprozessen“ ging es um die Frage, inwieweit auch die durch geschriebene Worte im Kopf des Lesers erzeugten Bilder eines bestimmten Hereinkommens oder Hineingehens einer Person in einen Raum geistiges Eigentum ihrer Erfinder waren. Die Prozessvorwände waren lächerlich, man stritt um ausgelatschte literarische Klischees. In dem einen Fall betrat ein gräflicher Liebhaber zwischen zwei von Lakaien eilfertig aufgerissenen Türflügeln das Schloss einer Geliebten; in dem anderen Fall waren es zwei Pendeltüren, die mittels Hüftstößen in Bewegung gesetzt wurden und einen betrunkenen Cowboy in einen Western-Saloon einließen. Nach alter Auslegung des Rechts war der Kasus unstrittig. Geschützt gewesen waren die Beschreibung, die auf Autor-spezifische Weise kombinierten Worte und Sätze – nicht aber die Bilder, die mit anderen Sätzen und Kombinationen von Worten im Kopf des Lesers zu erzeugen bisher jedem aus der Branche freigestanden hatte. Von nun an durfte keine Romanfigur mehr – außer, es wurde Nutzungsrecht erworben – zwischen dienstfertig aufgerissenen oder mit der Hüfte aufgestoßenen Flügeltüren ein Haus oder einen Raum betreten.

Die Kollegen – Autoren und Autorinnen wie ich, die sich mit bewährten Mustern, Situationen und Figuren unter eigenem Namen oder Pseudonym einen Namen erschrieben hatten und damit weiter Geld verdienen wollten – standen unter Schock. Die einen taten gar nichts, resignierten; andere hockten bei ihren Rechtsanwälten oder schon in den Fluren der Gerichte; wieder andere jagten eins ums andere Schreiben, Faxe, e-Mails in die Welt und ließen sich die von ihnen irgendwann einmal beschriebenen Arten, in Bauwerke und Räumlichkeiten zu gelangen, noch schnell als *Bilder im Kopf* auf ihren Namen patentieren. Bevor ich mich versah, war ich mit meinen Romanhelden ausgesperrt. Sechs Siebtel des Romans weit war mein Othello in der Pension Vater Goriots in Hamburg unbekümmert ein- und ausgegangen; nun sollte ich für ihn auf einmal Portal-Lizenzen erwerben, Eintrittsgelder und Mautgebühren bezahlen – und hatte dabei noch keinen Cent mit dem Roman verdient.

Ich fand für Othello ein Schlupfloch. Ließ ihn an der Fassade

zu einem Sims hochklettern und schob ihn durch ein Oberlicht hinein. Auf diesen Zugang meldete ich vorsorglich Rechtstitel an.

Damit begann die Arbeit von vorn: ich musste den Roman umschreiben. Mein Othello war bequem und fett und nicht drauf angelegt, eine Fassade hochzuklettern! – Ich schrieb ihm eine Lehrzeit bei einem alten Fassadenkletterer auf den Leib, eine verquere abgegriffene Story, die aber Gottseidank urheberrechtlich noch ungeschützt war. Nun hatte ich Othello mit Ach und Krach wieder im Haus, aber damit war nicht viel gewonnen. Er kam nicht mehr von einem Zimmer in das andere, geschweige denn wieder aus dem Haus hinaus. Jeder Durchlass, jede Stiege war mit Rechtstiteln vernagelt, und im kalten giftigen Widerschein des Messings begann die Plage immer wieder von vorn. Und wie für Othello, so für die andern. Es ist mir noch nie so sauer geworden, Figuren durch einen Roman zu bewegen, und ich weiß nicht, aus welcher Verzweiflung ich die Energie nahm, nicht aufzugeben. Ich musste mir Geld leihen, musste Lizenzen aufkaufen, ohne die es nicht weiterging. Ich zog und hob und schob, tätigte Mauerdurchbrüche, erfand Aufzüge, Einschienen-Hängebahnen, Hangelstrecken, um das Romanpersonal möglichst ohne Fußbodenberührung durch die Zimmer zu hieven, und baute alles wieder um, passte Motive, Handlung und Milieu den juristischen Gegebenheiten an, lizenzierte und patentierte mich durch die Seiten. Der schon in eine Form gefasste Roman floss amöbenartig aus, veränderte sich ins Unkenntliche. Mein guter Othello – nur noch ein Schatten! Henry Miller kaputt geschrieben, Charles Bukowski im finalen Koma, Vater Goriot geflohen! Die baufällige Pension hatte sich in eine modernistische Betonkonstruktion mit einem System von Außenleitern verwandelt. Oben wuchs ein Turm heraus, ein „Riesenphallus“ (so später ein Interpret), von dem mein Held mit einem Gleitschirm aus dem Haus und dem Roman abflog.

Der Verlag wollte von *Stimmen aus dem Messing* nichts mehr wissen. „Wenn wir dieses Elaborat unter ihrem Pseudonym erscheinen lassen“, sagte mir der Leiter der Marketing-Abteilung, „machen wir ein Markenzeichen kaputt. Und unter Ihrem eigenen Namen einen

neuen Autor aufzubauen, das können wir uns in diesen Zeiten einfach nicht leisten!“

In den Verlagshäusern herrschte Panik. Keines wusste, wo die mit den „Portalprozessen“ begonnene Entwicklung enden würde. Schwarzseher prophezeiten, dass nach den mittels Worten im Kopf hergestellten Bildern bald auch die Wörter selber urheberrechtlich erfasst sein würden und schließlich kein kommerziell zu nutzendes Wort mehr ohne Besitzer; andere wollten wissen, dass die Medienkonzerne schon über Rechtstitel auf Silben und einzelne Buchstaben verhandelten.

Ich fand für *Stimmen aus dem Messing* einen kleinen literarischen Verlag. Was den Verleger damals für das Manuskript einnahm, ist mir bis heute unklar geblieben; die Summe allein, die ich zum Druck beisteuerte, kann es nicht gewesen sein. Ich hatte davon geträumt, das Buch unter meinem eigenen Namen zu veröffentlichen; nun, da es dergestalt erschien, hatte ich keine Freude mehr daran. Es wurde ein Misserfolg, die Öffentlichkeit nahm den Roman nicht zur Kenntnis. Nun ein einziger, dem Verleger verpflichteter Kritiker ließ sich dazu herab, eine Rezension zu schreiben. Er verriss das Buch – mit einer Wut, die wahrscheinlich daher rührte, dass er sich überhaupt mit *Stimmen aus dem Messing* hatte beschäftigen müssen –, nannte es „eine Zumutung“, beschimpfte es als „blutarme Nachgeburt eines falsch verstandenen Surrealismus“ und sprach ihm jede innere Logik und jeden Kunstsinn ab.

Ich habe heute gut zitieren. Aber damals war ich am Tiefpunkt angelangt. Nach sechs marktgängigen Romanen unter Pseudonym fehlte mir ein siebter Treffer, der den Verkauf auch seiner Vorgänger noch einmal angeschoben hätte; ich brauchte Geld, um endlich meine eigenen vier Wände abzustottern und auch noch die beim Schreiben des Buchs gemachten Schulden zu begleichen. Das einzige, was mir das Buch einbrachte, waren 26 Rechtstitel auf literarische Bilder im Kopf – vom Betreten eines Freudenhauses mittels Fassaden-Kletterei (und durch ein Oberlicht hinein), bis zum Abflug unter einem Gleitschirm von einem Turm.

Damals wurde gerade ein Spielfilm aus dem Sportklettermilieu gedreht. Nach dem Training in der Halle zur Vorbereitung einer Tour in echtem Fels sollten sich die Jungs in einem Vergnügungsviertel entspannen und in ihrem Übermut an der Wand eines Etablissements hoch- und durch die Fenster einsteigen. Mit diesem Drehbuch-Einfall kam der Regisseur nicht an mir vorbei. Desgleichen nicht ein Romancier, dem die juristische Entwicklung den Protagonisten auf einen Kirchturm getrieben und ihm zugleich den Weg durch den Turm zurück abgeschnitten hatte. Der Autor wollte seinen Liebling weder in den Verzweiflungssprung treiben (der außerdem auch schon patentiert war) noch in den Schalllöchern verhungern lassen. Er versorgte ihn mit einem Gleitschirm, meinem Rechtstitel Nr. 26.

Die Rechtstitel brachten mich wieder auf die Beine. Ich investierte die Erlöse. Mit Ankäufen fremder und Verkäufen eigener Lizenzen, einer ganzen Reihe solcher Transaktionen schuf ich die Grundlage für die Stellung, die ich heute – das darf ich wohl anmerken! – in der Literatur innehabe.

Ich sitze an meinem achten Roman. Ich montiere dieses Buch aus fertigen Einzelteilen – literarischen Markenartikeln, zertifizierten Qualitätsprodukten, die ich entweder dem eigenen Sortiment entnehme oder an der Börse für literarische Bilder im Kopf erwerbe. Angebot wie Nachfrage sind groß, und nehmen beide immer noch zu. Diejenigen, die schreiben können, verdienen doch heutzutage ihr Geld nicht mehr damit, Bücher zu schreiben! Sie lassen sich die Einfälle und Erfindungen als geistiges Eigentum sichern und bieten sie dann häppchen-, satz- und szenenweise zum Verkauf an.

Ich klicke mich ins Netz ein und blättere die Angebote durch. Dies ist der eigentliche schöpferische Augenblick, und ich bin immer noch etwas aufgeregt dabei. In diesem Flimmern zwischen Angebot und Order entstehen die Kombinationen, fließt der Bilderstrom, und das, was ohne Neuzufuhr stockte, schreibt sich wieder fort – Szenen, Dialoge, Figuren und Milieus.

Ich kaufe en detail und auch im preisgünstigen Paket, kaufe meist mehr ein, als ich für die eigene Produktion aktuell brauche, und

lagere die übrigen Lizenzen in den Fundus der „LitLiz GmbH“ ein, der Agentur für literarische Lizenzen, die ich betreibe.

Im Spiel der Buchverfertigungen kann jeder mittun, sofern er über Rechtstitel verfügt oder über das Geld, sie zu kaufen. Die Literatur hat sich in einem Maße demokratisiert, wie es vor kurzem noch niemand für möglich hielt. Wir haben schon die ersten nicht mehr geschriebenen, sondern ganz aus der virtuellen Börse herausgezockten Romane. Mein neues, schon lang erwartetes, mein achttes Buch wird ein Werk aus dieser Schule sein.

Das siebte verkauft sich inzwischen. Ist zwar kein Renner, eher ein Geheimtipp; wird analysiert, besprochen; auch sein Kritiker von damals hat sich noch einmal zu Wort gemeldet. Er hat den Verriss zurückgenommen. Was ihm einst als konzeptionelle Schwäche erschienen war, wertet er nun als Stärke des Buchs, als exemplarischen Ausdruck des Ringens um eine neue Art Roman.

„*Stimmen aus dem Messing*“, schreibt er, „ist das Werk, in dem sich unsere Literatur durch die juristischen Verwerfungen der jüngsten Zeit hindurchgearbeitet und dabei auch von sich selbst befreit hat – in eine Zukunft, die noch am Anfang steht.“